

Die Zeitungszeit

Nr. 22

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Aus dem Leben des Arno Strozzi.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Strozzi ist gänzlich abwesend. Seine Hände tun ein paar Striche über das Plastilin — es gibt leise nach, es fügt sich weich der Formung. Und er setzt die Arbeit fort. Er braucht keine Werkzeuge. Zug um Zug tritt heraus. Die Fingerspitzen, die Nägel, die Daunen, die Handflächen, die Handrücken arbeiten.

Ein mageres Haupt, wolk, der Scheitel kahl, im Nacken volles Haar, eine breit vorgelegerte Stirn, schwere Brauen, ein vorgezogener, leise geöffneter Mund, in dem der Atem stockt — alles Durst, Verlangen, Verwelktheit — und doch die Gewißheit: Tabung, Wasser! Und nun sehen wir, daß die Augen erblindet sind. Wir sehen's und sind außer uns. Wir flüstern's einander zu.

„Ein Fund!“ sagt Goujanoff.

Und doch ist ein Leuchten drin — Entdeckung, Schöpfung, die Gewißheit, das Gesuchte und Ersehnte gefunden zu haben . . .

Strozzi modelliert weiter. Er arbeitet aus. Die Stunden gehen uns wie Minuten hin. Die Zeit fliegt . . .

Dann setzt er den Kopf auf die Gestalt und modelliert den Hals aus. Wir sehen die vorgepannten Muskeln, die dünnen Knochen, die gezogene Haut. Wir sehen das Ausgedörrte sich ausdrücken. Noch ein Strich, noch ein Strich — die seitlichen Knochen, die gestrafften Muskeln — und nun den Adamsapfel. Den Adamsapfel — wir schleichen zu einander. Strozzi's Hand streichelt über den Ton, als striche er über Sammet, über weiches, warmes Fleisch. Er zittert ein wenig.

Uns überrieselt es.

So hat er den Adamsapfel nun geformt: herausgetreten, herausgehoben, gerade auf den Punkt, wo ihn der Schluck wieder abwärts drücken muß.

Uns ist die Kehle trocken. Wir greifen uns selbst an die Gurgel, um nachzuprobieren. Wir machen Schluckbewegungen.

Wir fühlen's alle: das ist der Durst! Der stärkstmögliche Ausdruck des Durstes. Alles darin, was ein Mensch fühlen, leiden, ersehnen kann, wenn Durst ihn brennt, wenn Einsamkeit ihn umgibt und Verzweiflung ihn befällt. Wenn er jetzt das Labial findet, es riecht, fühlt, atmet, und was ihn packt vor dem Letzten, das Schwere des letzten, kurzen, unendlichen Augenblicks, bis er sich laben kann — die ganze Spannung und Leidenschaft, die dürre Blut, der heiße Brand aller Sinne.

Keine Erklärung und Auslegung mehr — ein Lebendiges! Das Leben stand vor uns: der Durst!

Wir hatten dem Brunnen seinen Namen gegeben. Wir sagten zu einander: „Fühlst Du es, fühlst Du es?“ Und uns war plötzlich aufgeschlossen, daß in den Dingen mehr ist, als was sie sind — und daß ihr Wesen zu Tünden der Sinn unseres Schaffens sei.

Strozzi war fertig.

Gleichend lag die Sonne in den Scheiben. Wir wagten es nicht, die Vorhänge zuzuziehen. Wir rührten uns nicht; wir atmeten kaum.

Strozzi trat einen Schritt von seiner Arbeit weg und prüfte sie. Dann schloß er die Augen. Danach prüfte er noch einmal. Ein paar leise Verührungen noch, ein paar kaum merkliche Striche — und doch, da sie getan sind, wie sprechend und notwendig wirken sie.



Blühende Gräser.

Afrikanische Steppengräser (dunkel) und brasilianisches Pampasgras (hell) in einer aus Bambusgras (Asien) geschliffenen Vase.

Strozzi geht.

Er sieht offenbar keinen von uns. Er ist ganz mit sich allein.

Er sieht nun blaß, abgezehrt, mager aus, gleich als hätte er alle Qualen des Dürstenden selber durchlitten. Qualen, Schreie, Flehen, Jubelruf und Dankesgaben sind es, die er eben ausgedrückt hat. Es kann ja nicht spurlos an ihm vorübergegangen sein. Seine Augen sind groß und traurig — seine Lippen sind fest zusammengepreßt.

Und wir sehen jetzt — es sind seine Lippen, die der Greis zum Trunke öffnet, es sind seine Augen, die bei dem Greise in ihrer Blindheit jubeln!

Er ist fort. —

„Was liegt nur hinter dem Strozzi, daß er so etwas kann! Was muß er durchlebt haben!“ sagt einer.

„Vielleicht nicht mehr, als das Verlangen eines Knaben nach einem Apfel oder einer Orange — ich weiß noch, wie ich manchmal den Hunger vor einem Bäckerladen gefühlt habe — und es ist der Durst nach dem Leben, es ist das dürstende Leben selbst geworden, wie es nur große Künstler, große Einsame, ruhelose Wanderer und welke Verzweifelte gefühlt haben,“ antwortete ihm Goujanoff.

„Ja,“ sagte der Meister.

Dann betrachteten wir eingehend das Modell.

„Was fühlt man dahinter!“ erklärte der Meister, „Griechen und Römer, die Großen der Renaissance — und doch — es ist keiner von ihnen und ist von keinem — und doch sind sie da.“

Wir sahen Goujanoff an. Er mußte auch jetzt wieder die Antwort finden.

„Strozzi ist ein Naturkind, ein Begnadeter von Natur aus, ein Instinktkünstler, aber er ist ein Kulturkind zugleich, ein Erbe. Es sind Ausklänge in ihm, Nachklänge. Vielleicht will's sein Geschick, daß sie Vorklänge werden.“

Dann schwieg er.

„Ich fürchte, er wird ein Letzter sein und kein Erster. Ich fürchte es nur. Ein solches Werk ist eine Gefahr. Es ist schon zu fertig und zu reif. Ob er darüber hinaus kommt, hinauswächst, hinauswachsen kann? Es ist ein Erstes und ein Letztes. Es ist das Kleinste und das Größte. Es ist vielleicht ein Schicksal. Es geht damit wie in einer Sage meiner Heimat. Ein paar Alte wissen sie noch. Einer hat in der

Mittagsgut den Steppenreiter gesehen. Er ritt auf einem wunderbaren Tier durch die Luft, einem Schimmel, der bis ins Unendliche ausgriff. Der Schimmel ist wie eine Brücke von Horizont zu Horizont, weit und hoch über die Steppe gespannt, und seinen Schatten sieht man nicht auf der Steppe. Er hat rote Nüstern und glühende Augen, und seine Hufe sind flimmernd-weißer Stahl. Sie werfen Strahlen über die Ebene, daß alles geblendet starret, das Gras schweigt, die Luft stille steht in der Höhe und in den Mulden sich duckt, und die Bilder am Horizonte weggestrichen sind wie von einer raschen Geisterhand und alles tot und wackel wird in einem Augenblick und die Menschen hinschlagen von der prallenden Höhe und die Sinne verlieren. Denn nur einer ist, dessen Sinne Kraft behalten, und er kann den Steppenreiter schauen, wie er in blutgoldnem Mantel mit gefällter Lanze und nachschwingendem Schwerte über die Ebene hinauft. Ist dem einen das Schicksal gnädig, so stirbt er bald, und sein Andenken bleibt jung im Gedächtnis der Menschen, denn lebte er lange, würde er ewig sich sehnen, den Steppenreiter wiederzusehen, so wunderbar war sein Anblick, und wie Durst bleibt er in seinem Blute und wie Leid und Sehnsucht in seiner Seele. Ist ihm das Schicksal aber ungnädig, so lebt er lange und geht in Traurigkeit oder in wirrem Geiste. Ich fürchte ein wenig, Strozzi hat den Steppenreiter gesehen. Und zum zweiten Male sieht ihn keiner. Ich glaube wenigstens nicht, daß davon die Sage weiß."

"Vielleicht aber weiß das Leben davon, Goujanoff," sprach traurig unser Meister. "Und dann — es ist doch etwas, den Steppenreiter gesehen zu haben, der eine zu sein. Man kann dafür Tod und Nacht ins Schicksal nehmen."

"Ja, ich täte es gern," erwiderte Goujanoff, "ich möchte ihn beneiden und muß ihn bewundern, und ich will der Letzte sein, ihn und sein Schicksal zu beschwören."

Wir waren ein wenig vom Genuß der Arbeit abgelenkt und gingen schweren Herzens auseinander. Goujanoff hatte eine merkwürdige Art, die Dinge ins Licht zu rücken. Sie war eigentlich so, daß er die Schatten verdunkelte und anwachsen ließ. Er machte einem schwer. Es zog wie eine heimliche Melancholie durch alles, was er uns aufschloß.

Das Tonmodell war in Gips gegossen worden. Für die Ausführung hatte Strozzi Marmor gewählt. Dabei hatte es ein paar kleine Differenzen zwischen ihm und dem Meister gegeben. Dieser wünschte den Brunnen selbst in Granit oder grauem Sandstein, den Greis in buntem, vielleicht rotem Marmor. Strozzi bestand darauf, das ganze Werk in farrarischem Marmor zu meißeln. Der Meister fand das weichlich, weiblich, zu vornehm, defakent zum Sinn des Ganzen. Strozzi fand jedes andere Material grob, plump, ausdruckslos, leblos.

"Ich kann es mir nur in weißem Marmor denken. Grautweiß der Brunnen, mit einem leisen Stich ins Gelbe der Greis. Andern machen mir nichts aus. Ja, manches von meinem Girten sehe ich geradezu mit schwarzen Adern, oder auch mit gelben, wenn sie nicht zu sehr ins Rote tönen. Ich wäre froh, sie in einem Block zu finden, wie ich mir's vorstelle. Nur Marmor muß es sein," hatte Strozzi erklärt.

Die Ausführung begann. Der Meister überwachte sie mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit. Strozzi fügte sich immer seiner Einsicht; denn das hatte er bald herausgefunden, daß sein Meißel nicht immer und so leicht sprechend war, wie seine Hand im weichen Material, und daß der harte Stein viel auf eigenwillige Art und gegenteilig ausdrückte und seinen Absichten oft widerstand. Der Meister beherrschte das spielend und war auch da ganz der Meister, wo er sich dem Sinn des eigent-

lichen Schöpfers unterordnete. Denn manches, was Strozzi im Marmor schon ausgedrückt hatte, das steigerte seine Kunst noch, das machte er deutlicher im einzelnen, stimmte es zu anderem ab, glück aus, hob hervor und verhalf so dem Detail zur vollen Geltung, dem Ganzen zum vollen Rechte.

Strozzi war sehr fleißig. Gegen uns war er aufgeschlossener und mitteilbarer, und er nahm mehr und mehr an unseren Unternehmungen teil, je mehr er sich sprachlich verständigen konnte. Ueber sein Leben erfuhren wir freilich nichts. Er sprach nie von sich, und alles, was ihn selbst betraf, das hielt er wie hinter Niegeln verschlossen.

Seine Arbeit schritt langsam fort. Er verstand wohl den Meißel zu führen, aber er hatte nur wenig Ausdauer. Er ermüdete sehr rasch und ward ungeduldig. Manchmal sprach er den Wunsch aus, er möchte lieber eine neue Arbeit in Ton beginnen und die alte stehen lassen. Es gehe ihm zu viel verloren dabei. Eine ganze Menge Ideen müsse er fallen lassen, weil er hier festgehalten sei. Ein Bildhauer könne ihm den Marmor bis zur letzten Feile herrichten.

Über das wollte der Meister nicht. Zur Kunst gehöre mehr, als nur Einfälle haben. Es gehöre die Energie zur Ausführung, die Kraft fertig zu machen, auch dazu. Kunst sei auch Arbeit und erfordere Arbeit.

Dann pries er uns das wachsende Gefühl, das sich bis zur Liebe und Wollust steigere, das stolz mache und ein Kraftbewußtsein eingebe, wenn man selbst den Stein bearbeite; wenn man selbst das Formlose zur Form modelle, den Widerstand des Materials bezwinge und so, unter den eigenen Händen, sein Werk wachsen sehe, es genieße bis in die kleinste Linie und sich ganz darin, im kleinsten, in jedem Schläge, in allen Winkeln und Ecken ausdrücke, um sich ganz wiederzufinden. Das Herrschergefühl der alten Meister pries er uns und behauptete, nur deshalb, weil sie noch die gute vollkommene Selbstarbeit in der Skulptur gehabt, hätten sie Kraft und Trost bewahrt, Päpsten und Herrschern zu widerstehen und ganze Männer und ganz sie selbst zu bleiben.

Aber wir sahen Strozzi zusehends erlahmen. Er war oft mismutig, er wurde nervös, unzufrieden und direkt kränkelnd. Er ward immer unmutiger und unfleißiger. Meinten wir einmal, nun sei er in gutem Zuge, klang sein Meißel ohne viel Pausieren, so geschah es gewöhnlich, daß wir plötzlich einen Seufzer vernahmen und daß die Meißelschläge danach aufhörten. Stumm, mürrisch, teilnahmslos blieb nun Strozzi unter uns, auch wenn wir uns den Ungezügeltheiten lustiger Künstlerjugend hingaben. Er war zu keinem Aufrufen zu bewegen. Bitten und Spott, Vorstellungen und Widerspruch, es half alles nicht.

Wir baten den Meister, ihm zu einer neuen Arbeit zu raten. Er tat es. Sichtlich erfreut begann Strozzi mit neuen Entwürfen. Aber er kam zu keinem Resultat. Er versuchte und verwarf, verwarf und versuchte nur, dazwischendurch ein paar Meißelschläge an der alten Arbeit — aber in nichts ausdauernd.

Strozzi ward immer unlustiger.

Wir sahen, daß er bemüht war, seinen Unmut nicht merken zu lassen. Aber wir sahen seinen Unmut doch. Wir hatten Mitleid mit ihm. Wir sahen, es wühlte und wogte in ihm. Er mußte furchtbare Nächte haben. Abgezehrt, übermächtig war er, schlief hing seine Gestalt, seine Augen waren müde und gläsern. So kam er jeden Tag ins Atelier, und an jedem neuen Tage erschien er uns elender als am vorhergehenden.

Es ging einige Zeit hin. Endlich kam er so weit, daß er das alte, vielversprechende Werk nicht mehr anrührte. Mit Staub bedeckt stand der Block in der Ecke.

Den Meister wurmte und betrückte es. Er wagte es aber nicht, Strozzi Vorwürfe zu machen.

Da gaben wir uns drein und warteten.

Die Sonne war bis zur Wende gestiegen. Tags stand die Luft wie in steilen, zitternd-glänzenden Säulen, dicht aneinander gereiht, bis hinauf zu der weißblauen Höhe des Himmels sich windend, daß man geblendet ward und nicht emporsehen konnte. Aber von einer wunderbaren Klarheit waren die Nächte. Das Land schien freier darzuliegen als am Tage, und es war voller Frieden. Es war von neuen Stimmen belebt — die Rallen ratterten im Grase, die Dornvögel trommelten im Nied — aber es war stiller denn je; denn alles, was laut in ihm ward, das tat nur voller die Tiefe der Juniachtsstille auf. Der Mond blickte lächelnd über die Landschaft und streute sein Licht in wehendem Hauch und zartem, fliegendem Dufte aus; die Schatten lockte er hervor und bewegte sie zu phantastischem Spiel und weckte freundliche und unheimliche Phantome aus der Weite der Felder, aus dem Glanz der Wiesen, aus dem Dister des Haines, dem Spiegel des Flusses und der schweigsamen Seen.

Da zogen wir hinaus zu einem nächtlichen Fest im Walde. Von der Stunde, da der Tag verflungen, bis zu der, wo er seinen ersten Ton wieder schmetterte, sollte es dauern. Goujanoff hatte den Platz gewählt. Er lag auf einer Höhe, von der aus man fern, wie verlorene Punkte, die Lichter der Stadt blinken sah, und war eine weite Richtung, auf der die Nebe im Mondschein ästen. Es war einsam hier und still.

Mit Tollheiten und Ausgelassenheiten war unser Fest gewürzt. Jeder hatte eine Ueberraschung im stillen ausgedenkt, und nach jeder Ueberraschung erwarteten wir eine neue. In den Bäumen hingen die bunten Lampen, durch die Nester blinkten die Sterne, über den Himmel fuhr der Mond. Es war so der rechte Schauplatz und die rechte Stimmung für eine frohe Jugend, die sich voll der Lust der Stunde hingibt. Maler und Modelle waren mit uns — wir spielten und tanzten und tranken, wir waren bald Zuschauer und bald Akteure, bald heimliche Beobachter und bald heimlich Beobachtete, und was auch vorging, und was auch vorgegangen war, immer klang das heiterste Lachen, in tiefen Lauten von Männermund, in hellen Perlen von Frauenlippen, einzeln und im Chore, in die träumerische Ruhe der Mondnacht, die nicht gestört zu sein schien.

Immer ein wenig abseits und allein hielt sich Strozzi. Er beteiligte sich wohl an allem, aber wir sahen es und fühlten es, er blieb dabei doch ein Unbeteiligter. Auch Frauenreize und Frauenzusprache rührten ihn nicht.

Die Nacht war hereingebrochen und umflocht den Wald dichter mit ihren Geheimnissen.

Wir waren allmählich des Tollens müde geworden und hatten uns gelagert. Eine Weile war es still, keiner von uns rührte sich, kein Lachen und Plaudern, nicht einmal ein heimliches Schäkern und Neckeln — es war wie eine Andacht, wie wir in das Raunen der Nacht und das Schweigen des Waldes lauschten. Aber lange gönnten wir uns die Feier und Erholung nicht und bald begann die Unterhaltung wieder lustig zu plätschern.

Strozzi saß auf einem Baumstumpf und brütete vor sich hin.

Mitten aus dem Gespräch heraus fragte ihn einer: "Strozzi, an was denkst denn Du?"

Wir waren alle verstummt, um seine Antwort zu hören, und ob er eine gäbe.

Er tat es. Er sagte, und deutete auf den dunkeln Wald, der unsere Richtung abschloß.

„Ich mußte an den Maler Vittorio Strozzi denken, der mit mir verwandt war. Er hatte eine Madonna angefangen und war weit vorgeschritten in seiner Arbeit, da konnten ihm Augen und Mund nicht genügen, und wie er auch besserte und besserte, es ward nicht, wie er es gewollt hatte, und eines Tages ging er in die Campagna und kam nicht wieder. Sein Bild ist nie fertig geworden; aber er hat wohl sein Ende gefunden. Daran mußte ich denken.“

Manche wären gewiß bereit gewesen, ein Spottwort von den Rippen schießen zu lassen, und bei einem anderen als Strozzi hätten sie es auch getan, trotz des ernstesten Schweigens, das sie jetzt äugelte.

Langsam und fast verstohlen heimlich spann sich dann die Unterhaltung wieder an und setzte sich, wie sie begonnen, in Erzählungen, Rede und Gegenrede fort, davon sich niemand anschloß. Eines der Mädchen erzählte von der Clarisse, die nie froh sei. Sie sei das wunderbarste und wunderbarste Modell, das wohl seine Geschichte habe, von dem man aber keine „Geschichten“ kenne. Sie sei wie ein Kind, die Clarisse, und feinsch wie eine Kerze und gefährlich wie ein Irrlicht, weil sie wohl verlocke, aber keinen erhöre. Und sie locke doch auch nicht, sie sei nicht zu verstehen, sie ziehe an und sie stoße ab zugleich. Sie sei von Fleisch und Blut, aber sie sei wie kalter Stein. Und ihr Herz sei kalt. Das alles aber sei nur der Einfluß ihrer Mutter, die sie am Erwachen verhindere und ihr das Leben ersticke.

Es war Goujanoff, der dem widersprach. Er meinte, es sei unmöglich, das Leben zu ersticken in einem Menschen, wenn das Leben stark in ihm sei, und nur wenn es schwach sei in ihm, möge es möglich sein; aber da sei es weniger ein Ersticken, als ein langsames Verstickern, und ob die Clarisse —

Hier brach er ab und blieb still. Es war nicht hell genug zu sehen, ob er in Nachdenken versunken war, oder ob er seinen Faden nicht weiterführen konnte. Wir sahen wohl zu ihm hin, aber er lag zu tief im Schatten, wir konnten seine Züge nicht deutlich genug unterscheiden.

Clarisse war bald vergessen. Die Unterhaltung ging weiter. Ernst und Scherz wechselten ab. Schließlich fanden wir uns, daß wir Goujanoff lauschten, der von uns allen am anziehendsten zu erzählen wußte und uns eben seine Heimat schilderte.

— die Steppe erzeugt bunte Bilder, die gefährlich sind. Sie kommen und verschwinden wie Farbenspiel im Wasser und wie die wechselnden Wolken. Alles ist Täuschung und Trug — aber trotz Täuschung und Trug — aber trotz Täuschung und Trug, es ist etwas in den Menschen meiner Heimat, das sie immer wieder in die Steppe hinauszieht. Sie werden nicht satt, die Bilder zu sehen, die sie ihnen vorgaukelt, und sie fühlen ihr Leben erfüllt und verschönt in ihnen. Aber am Sonntag nach Pfingsten ist die Steppe gefährlich. Einige sagen, da ist sie totenstill, andere sagen, da ist sie wie Musik. Die dumpfen Sinnes sind, sitzen zu Hause und beten. Die das Leben mit eigenen Gefahren nicht wagen, die sperren sich zu Hause ein. Die immer die Warnungen der Alten befolgen, verkriechen sich in Keller und Kammer. Aber die Feinen weckt das Raunen der Steppe schon in der Nacht, sie ruft es, lockt es, zwingt es hinaus, wenn im Mittag die Zeit stille steht und die Welt um sie gestorben ist. Die Hände des M's spielen auf den Saiten ihrer Seele. Die Geheimnisse des Lebens kleiden sich ihnen in seltsame Gesichte. Hände vom Himmel strecken sich ihnen entgegen und führen sie, Hände strecken sich aus der Erde empor, um sie zu halten. Sie leben, was keiner gelebt. Alle Verborgenheiten werden ihnen offenbar.

Der Weltgeist redet zu ihnen. Sie sind willenslos. Sie sind in einem fremden Mann. Aber es ist eine Stelle im Wege, da lauert die Gefahr. Da ist es mit allem Hingegenben vorbei, da wird ihre Kraft, ihr energischer Wille, ihr Ziel verlangt. Die Hände, die sie geführt und gehalten, sind verschwunden, und wenn sie selbst sich nun nicht führen und halten können, so sinken sie ins Verderben und fallen der Vergessenheit anheim. Die Steppe ist das Leben, und die Feinen werden die Großen, wenn sie Kraft haben, und die Steppe ist ihr Verderben, wenn sie schwach sind. Und darin verliert die Steppe ihre Unheimlichkeit: zu Verufenen macht uns das Schicksal, zu Auserwählten wir selber. Das ist das Geheimnis derer, die in Sehnsucht leben, aber ihr Ziel finden durch die Unendlichkeiten ihres Weges, der durch die Steppe führt.“

Goujanoff schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn die Gräser blühen . . .

Von Hermann Krafft.

Singen wir der Wiese Loblied, so tun wirs wahrlich nicht ihrer selbst wegen, sondern um die vielgestaltigen, farbenprächtigen Blüten aller Art, die dem grünen Untergrunde eingestreut sind und die für Menschen, die nicht Botaniker sind, so recht eigentlich die Wiese ausmachen — das andere, das ist ja nur Gras. Damit ist für die meisten das Grundelement der Wiese abgetan. Und dabei macht doch das Gras die Wiese aus, und ohne dieses Gras wären auch all die hübschen Blumen nicht, um deren wegen wir die Wiese so hoch schätzen. Auch die Graspflanzen haben ihre, meist allerdings ungewürdigte, Schönheit, vertraut nur jenem, der im Buche der Natur zu lesen versteht.

Wer diese Schönheit suchen will, der findet im Juni überall Gelegenheit, denn wo Pflanzen wachsen, da ist sicher auch Gras, wenn nicht in großen Beständen, so doch gewiß in bald größeren, bald kleineren Trupps. Es heißt nur einen trockenen, sonnigen Tag zum Beobachten wählen; ein Frühaufstehen ist ebensowenig vonnöten wie langes beschwerliches Wandern. Ein trockener, von der Sonne beschienener Graben, der eine hübsche Lagerstatt bietet, wenn die warmen Lichtstrahlen den letzten Tauropfen hinweggesogen haben, bietet ein bequemes Beobachtungsfeld. Da liegen wir der Länge nach im Grase ausgestreckt, über den Grabenrand hinweg schweift der Blick auf ein Halmenmeer, das uns nun ein Kornfeld in verkleinertem Maßstabe dünkt. Und da fällt uns auch schon die überraschende Ähnlichkeit zwischen dem Grase hier vor uns und dem Getreide dort drüben auf. Hier wie dort aufstrebende Gebilde, Halme, von denen aus die langen schmalen Blätter schräg nach oben streben, während sie nach unten mehr oder minder lang an dem Stalm herunterkriechen, diesen scheidenartig umspannend. An der Ursprungsstelle des Blattes fällt eine rings um den Stalm laufende Anschwellung auf, der Knoten.

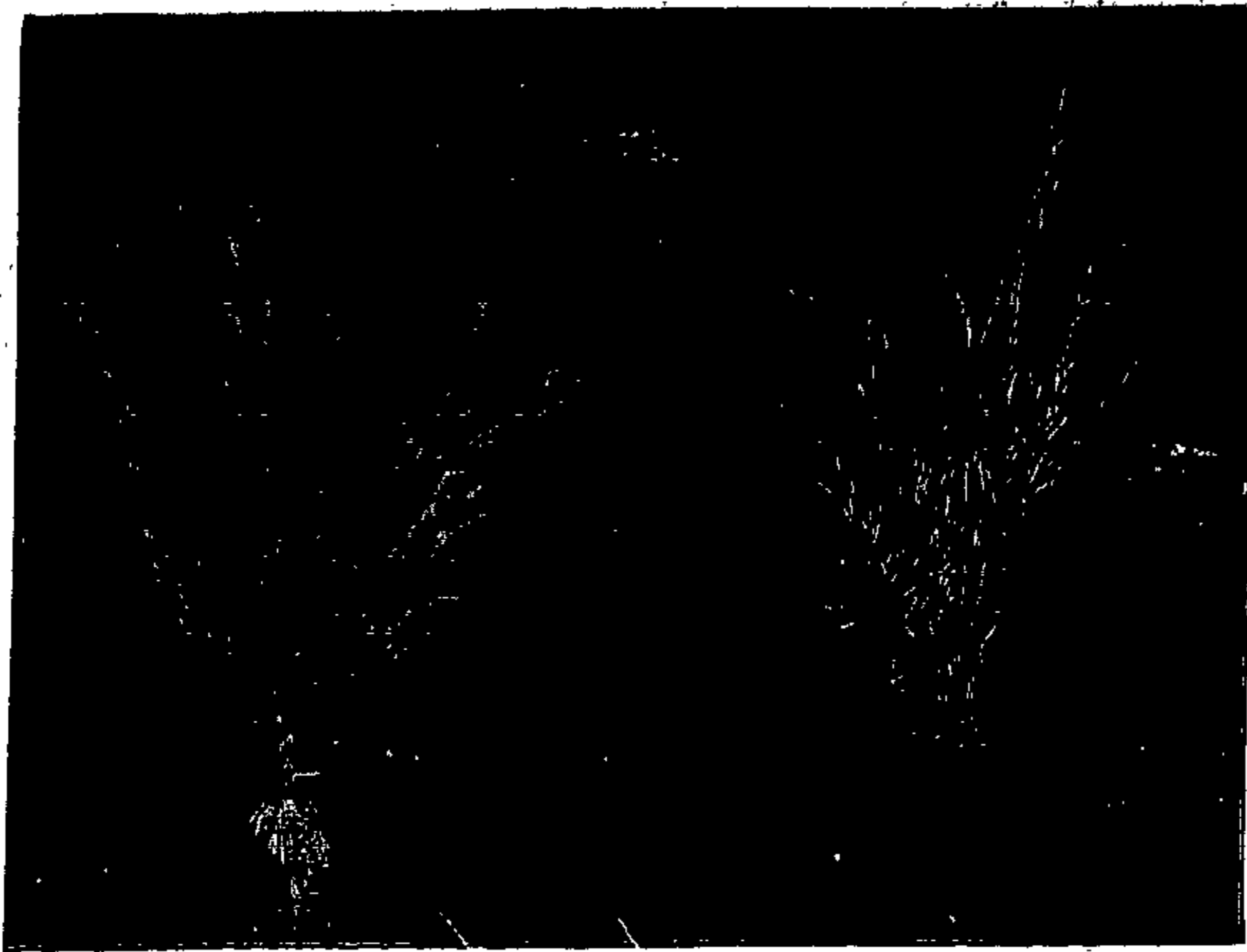
Ziehen wir nun ein Blatt von seinem Stamme ab, so sehen wir dort, wo Blattfläche und Blattscheide zusammenstoßen, ein kleines häutiges Gebilde, das Blatthäutchen. Noch ein anderes fällt bei dieser Gelegenheit in die Augen: Während die von einer Blattscheide nicht bedeckten Teile des Stammes äußerst zäh und hart sind, erscheint der Stalm dort, wo die Scheide saß, weich und zart. Das wird uns als selbstverständlich erscheinen, denn die Scheide verhindert das Erhärten des Stammes. Aber wir verwechseln dabei Ursache und Wirkung. Eben weil diese Stalmstelle weich ist und zart bleiben muß, deshalb ist die Scheide herumgelegt. In diesen weichen Stalmstellen hat nämlich das

Gras ein gut Teil Längenzwachstumsmöglichkeit sitzen. Während die meisten Pflanzen nur an ihren äußeren Spitzen sich weiter entwickeln, wächst das Gras in jedem Knotenstück. Diese Zellen müssen umbildungsfähig, also weich gehalten werden. Damit der Stalm auch hier nicht der nötigen Festigkeit entbehrt, ist die steifende Blattscheide da. Weil nun so ein Grastalm nicht nur an seiner Spitze, sondern an verschiedenen Stellen in die Länge wächst, so wird auch das schnelle Emporschießen der Grasthalme leicht verständlich. Das oben erwähnte Blatthäutchen hat die Aufgabe, das Hineinrieseln von Regenwasser in die Blattscheide zu verhindern; unter die Blattscheide kommendes Wasser könnte die hier befindlichen weichen Stalmteile leicht in Fäulnis versetzen.

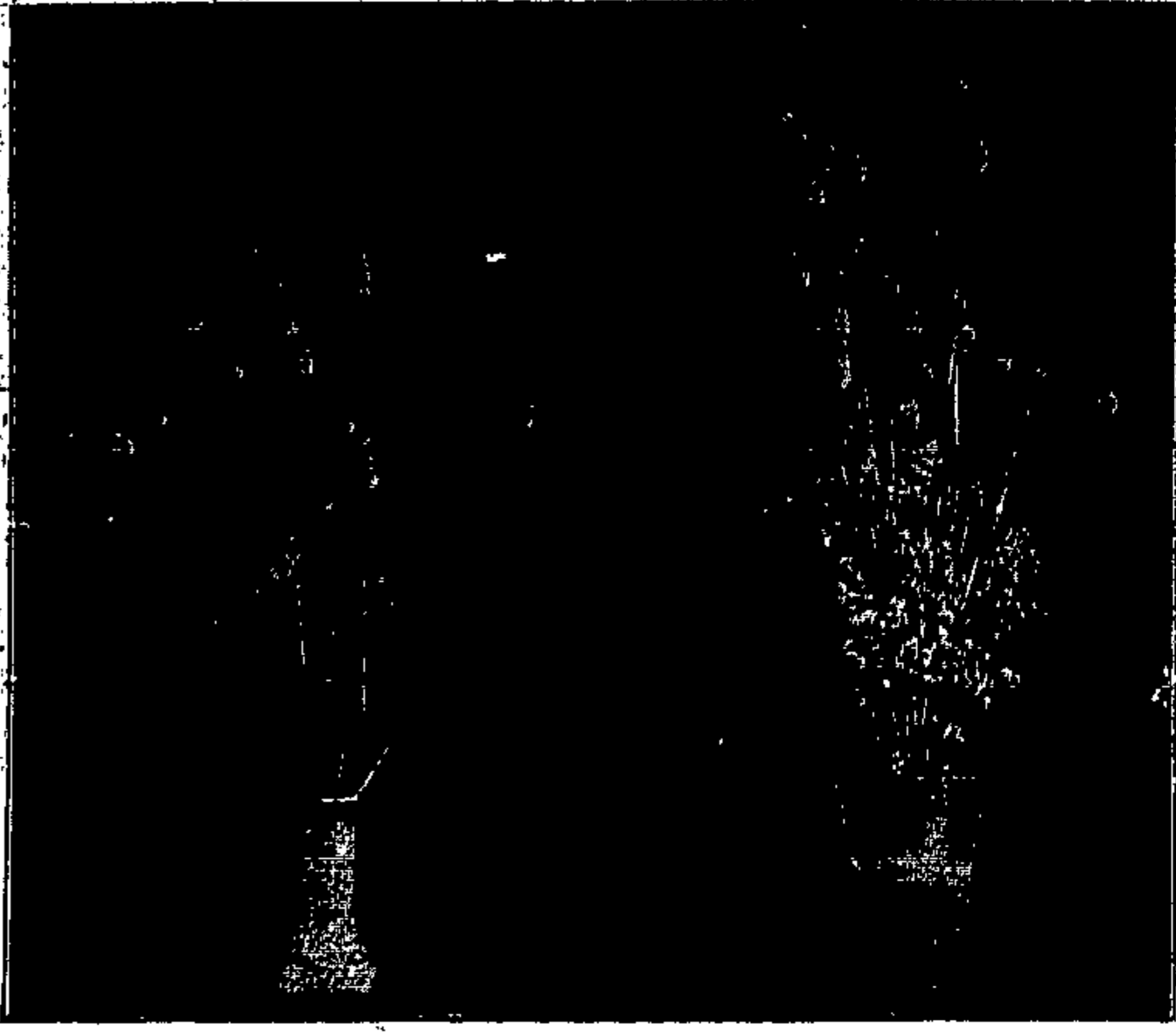
Ziehen wir ein ausgewachsenes Blatt eines Grases schnell durch die Hand, so werden wir uns leicht schneiden. Das rührt daher, daß den Zellen des Grases Kieselsäure eingebettet ist. Man kann das Kieselskelett der Grasthalme leicht gewinnen, wenn solche Halme auf einem Platinblech ausgeglüht werden; besonders gut eignen sich für solche Versuche die Niedgräser. Dieses Kieselskelett verleiht der Pflanze eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen Verletzungen durch Wind. Es dient den Pflanzen als Mittel gegen Tierfraß. Den Wiederkäuern tut allerdings die Kieselsäure keinen Schaden. Daß aber beispielsweise Schnecken sich abhalten lassen, lehrt ein Versuch, bei dem diesen Tieren kieselsäurehaltige ausgewachsene Stalmteile und die von den Blattscheiden befreiten Weichteile des Stammes, die kein Kieselskelett besitzen, vorgelegt werden; nur die Weichteile werden angefressen.

Daß unmittelbar über den Knoten der Stalm Wachstum besitzt, zeigt auch ein Blick an den Rand eines Kornfeldes. Dort finden wir Halme durch irgend einen Umstand umgeknickt. Aber gleich über einem Knoten sehen wir den Stalm wieder aufgerichtet, der hier ein förmliches Knie gebildet hat. Ein Längsschnitt durch einen Grastalm zeigt, daß der im allgemeinen hohle Stalm, an der Stelle der Knoten, Querswände eingeschaltet erhalten hat. Dieses Bauprinzip verleiht ihm seine große Festigkeit und Elastizität, wobei der Stalm mit seinem Baumaterial äußerst sparsam wirtschaftete. An seinem unteren Teile stehen die Querswände und damit auch die äußerlich sichtbaren Knoten näher bei einander, als an dem oberen Teile, hat doch der Stalm unten mehr zu tragen und vor allem auch eine größere Biegefestigkeit zu beweisen als im oberen Ende.

Die Blüte des Grases ist ein im einzelnen unscheinbares und doch wunderbares Gebilde. Im Grase vor uns am Grabenrande treiben Käfer und Falter ihr Spiel. Dort, wo solch ein Tier plötzlich eine Grastblüte berührt, fliebt ein Wölkchen feinen, gelben Staubes auf und läßt sich vom Winde forttragen. Hier, dort, überall, bemerken wir, einmal aufmerksam geworden, diese kleinen Wolken. Das ist der Blütenstaub, der durch die Verührung des Tieres aus dem männlichen Fortpflanzungsorgan, dem Staubblatte, herausgedrückt wurde und der sich nun vom Winde zu dem weiblichen Organ, dem Fruchtblatt, einer anderen Blüte tragen läßt, auf daß ein Samenkorn entstehen kann. Zur Erzeugung eines Samenkorns genügt ein einziges von den feinen gelben Staubkörnern. Das Gras aber erzeugt Staubkörner in schier verschwenderischer Weise. Diese Verschwendung ist aber eine Notwendigkeit, sehen wir doch, daß unendlich viele Massen des Blütenstaubes vom Winde fortgetragen werden oder zu Boden fallen ohne eine Blüte zu berühren. Würde das Gras nur wenig Blütenstaub hervorbringen, so wäre die Aussicht der Fruchtblätter, ein Blütenstaubkörnchen aufzufangen, recht gering. Die vorhandenen Mengen Blütenstaub gewährleisten aber eine Bestäubung und



Ravenna-Siedengras (Mittelmeergebiet).



Oben: Sasenschwanzgras (Mittelmeergebiet). Unten: Schwingel (Deutschland).

Safer, Roggen, Weizen, Gerste.

Oben: Stanzgras (Kanarische Inseln). Unten: Waldmarbel (Binfengewächs der Bayerischen Alpen).

darum trägt das Gras auch reichen Samen. Der Botaniker nennt das Gras einen Windblütler, weil die Bestäubung durch den Wind zustande kommt.

Betrachten wir eine größere Anzahl verschiedener Gräserblüten, so sehen wir, daß die einzelnen Blüten in ganz verschiedener Art zu Blütenständen zusammengestellt sind. Einmal sitzen sie mehr oder minder dicht gedrängt, meist stiellos oder nur mit einem ganz kurzen Stielchen, an dem jüngsten Salmende; solche Nehrengräser sind Roggen, Gerste, Weizen, Quecke. Ein schönes Beispiel für die Gruppe der Rispengräser gibt der Safer, bei dem die einzelnen Blüten an ungleich langen Nestchen stehen, die dem Salmende entwachsen sind. Zwischen beiden stehen die Nehrenrispengräser, wovon das Ruchgras ein Beispiel gibt; hier stehen die Einzelblüten in kleinen Nehren, die sich dann in der Form einer Rispe zu einem größeren Blütenstand vereinigen. Auch zu einzeln stehenden Köpfchen oder Knäulen finden wir die Blüten bei manchen Gräsern vereinigt. Recht viel Abwechslung und Mannigfaltigkeit ist den Blütenständen der Gräser eigen. Die Einzelblüte dagegen zeigt bei allen Gräsern eine auffallende Uebereinstimmung und in fast jeder Grasblüte sind die Einzelteile uns schwer zu erkennen. Die Blüte ist einfach und schmucklos und doch regt sie das Interesse des Naturfreundes an. Zu unterst sitzt ein kleines Blatt, die Kelchspelze, dann folgen zwei größere, ähnliche Blätter, die Blütenspelze, davon die eine, die äußere, ihren Mittelnerb über die Blattspreite hinaus zu einer Granne auswaschen ließ. Vor und nach der Blütezeit bilden

die beiden Blütenspelzen eine Art Schachtel, darin Fruchtblatt und Staubblätter und später die Frucht geborgen sind. Zwischen dem Fruchtknoten des Fruchtblattes und der äußeren Blütenspelze liegen kleine Schwellkörperchen, die zur Blütenreife die Spelzen auseinanderdrücken, sodaß die Fortpflanzungsorgane frei werden. Nun sehen wir auch die drei Staubblätter und das mit zwei federartigen Narben besetzte Fruchtblatt. Diese Narben sind zum Festhalten des anwehenden Blütenstaubes vorzüglich geeignet. Ist die Bestäubung erfolgt, so vertrocknen die Schwellkörperchen und die beiden Blütenspelzen legen sich wieder zusammen zu einer schützenden Hülle um das werdende Samenkorn. Der Bestäubungsvorgang läßt sich im Zimmer an abgeschnittenen blühreifen Roggenähren, die in Wasser stehen, sehr gut beobachten.

Betrachten wir die Gräser als Familie, so können eigentlich nur die Süßgräser, Gramineen

Art Gesellschaft oder Genossenschaft bilden, die wir als Wald, Heide oder dergleichen kennen, so vereinen sich die Gräser zur Grasflurformation, die uns je nach ihrer Natur als Wiese, Steppe oder Graswald entgegentritt.

Von diesen drei Gruppen ist uns Deutschen die Wiese am meisten vertraut. Die Steppe ist uns ein ziemlich fremdgewordenes Gebiet. Und den Graswald kennen wir, wenn wir von den künstlich angelegten Salmenwäldern, den Getreidefeldern, absehen, gar nicht. Aber das Schönste, die Wiese, ist unser. Sie prägt den Marschen, Holstein und Ostelbien, ihr Charakterbild auf. Im Herzen Deutschlands tritt uns die Wiese, wenn auch in ungleich geringerer Ausdehnung an den Flußläufen und in den Tälern der Mittelgebirge entgegen. Und im Süden Deutschlands klettert sie das Hochgebirge hinauf.

Nicht überall zeigt die Wiese das absolut gleiche Bild. Aber wenn auch der Unterschied zwischen einer Wiese in den Marschen, in deren saftig dunkelgrünem Grafe die Röhre fast verschwinden, und einer Matte in den Alpen, der der Sennner mühsam das Winterfutter für sein Vieh abgewinnt, gar augenfällig ist, der Grundcharakter bleibt doch: eine zusammenhängende Grasdecke, mit blumigen Stauden und Kräutern reich bestückt. Wie alle anderen Pflanzen, so sind auch die Gräser mehr denn vom Klima als von der Beschaffenheit des Bodens abhängig. Die Bestandteile des Bodens, wie auch der Grad seiner Feuchtigkeit reden hier ein bestimmendes Wortchen mit. So kommt es, daß ein und dieselbe Wiese oft mancherlei verschiedene Bilder bietet. Der geheime Regulator sitzt im Boden. Und so erklärt sich auch die große Zahl der Uebergänge von der feuchten Wiese der Flußniederung über die Trift des trockenen Sandbodens zur Matte zwischen den Felsentwänden der hohen Gebirge.

Die wiesenbildenden Gräser haben kriechende Wurzeln. Dadurch sind sie befähigt, eine zusammenhängende Decke zu bilden. Die Wurzeln der Steppengräser sind faserig. Daher vermögen diese Gräser auch wohl in größeren Trupps beisammenzustehen, aber es bleiben Lücken, die nur durch Samenflug ausgefüllt werden können. Diese Vermehrungsart ist aber weniger sicher als jene durch Wurzelaufläufer. Und so bieten die Steppen, mögen sie noch so „unendlich“ sein, keine geschlossene Vegetation. Auch die Steppe wird bedingt durch Bodenverhältnisse und Klima. Trockene, heiße Sommer, ein kurzer, niederlagsreicher Frühling, ein



Wagras (Wassgras). Der Blütenstand wird bis zwei Meter hoch.

in Frage kommen, denen ausschließlich auch unsere seitherigen Beobachtungen gegolten haben, um aber die Bedeutung der Gräser im Haushalt der Natur voll erfassen zu können, müssen wir den Kreis etwas weiter fassen und auch die Halb- und Sauergräser, Cyperaceen, die Binfengewächse, Juncaceen, und einige weitere den Gräsern ähnliche und nächstehende Pflanzen mit einschließen. Das alles zusammen sind die Pflanzen, welche die Grasform oder die Grasflurformation ausmachen. Wie so manche andere Pflanzen gemeinschaftlich eine

Herbst als verringertes Abbild des Frühlings und ein langer trockener und kalter Winter mit großen Temperaturextremen, das ist das Klima der Steppengebiete. Da muß sich die Pflanzentwelt im Frühjahr schnell beeilen, will sie vor Einsetzen des trockenen Sommers ihre natürliche Entwicklung beendet haben; im Herbst erfolgt noch einmal ein kurzes Aufblühen der Frühlingsherrlichkeit. Dann ruht die Pflanzentwelt wieder bis Mai. Wärfahl und dürrgelb stehen die Pflanzen über Sommer da. So ist die Flora in den Steppen Ungarns oder wo wir sie sonst suchen, in den Prärien Nordamerikas, in den Savannen Afrikas.

Haben wir in Deutschland auch kein eigentliches Steppenklima, so haben wir doch in einzelnen Gegenden Verhältnisse, die ihm recht nahe kommen, und daher ist es erklärlich, daß sich, begünstigt auch durch die Bodenverhältnisse, mancherorts eine Steppenflora aus weit zurückliegenden Zeiten bis in die Gegenwart hinein behaupten konnte.

Sind die Wiesen das schöne Wahrzeichen der gemäßigten Zone, so zählen die Graswälder zu den größten Bieren der Tropen. Hier geben die bambusartigen Gräser den Ton an. Bollinger rechnet die Bambusgewächse zu den schönsten Pflanzenformen der Tropenwelt. Wo sie als Waldung auftreten, herrschen sie unbedingt über den Boden und vertreiben jede bedeutendere Individualität zwischen sich. Sie haben im hohen Grade eine gleichartige, aber dennoch wohlthuend wirkende Physiognomie. Sie vereinigen Kraft und Zierlichkeit in gleich hohem Maße in sich, und fast immer bilden sie mit den umgebenden Formen einen scharfen und doch anziehenden Gegensatz der Erscheinung. Auf hohem Stode erheben sich zehn bis fünfzehn arm- bis schenkeldicke Halme, die erst senkrecht aufstreben, dann allmählich sich entfernen und oben in lieblichem Bogen sich nach außen und unten neigen. Da dies nach allen Seiten hin gleichmäßig geschieht, so bildet der ganze Stod eine Art Garbe, deren Enden in dünne Zweige auslaufen, an denen die zarten Blättchen horizontal in zwei Reihen sich ausbreiten. Sie sind grau, steif und

starr, wenn sie der Wind bewegt, so rauscht es durch den Wald, während die harten, an Kiesel-erde reichen Halme dazu ungeduldig knarren oder schwermütig seufzen. Dazwischen wandert man wie in dunklen Gewölben auf dem knisternen dürren Laube, oft aufgehalten durch die uralten Halme, welche nach allen Richtungen niedergestürzt sind und nach rascher Verwesung den Boden wieder befruchten. Man denke sich dabei wohl, daß diese geheimnisvollen vegetabilischen Gewölbe bis 100 Fuß Höhe erreichen können. Niedriger freilich und verworrener sind andere Arten, besonders die des stacheligen Bambus. Sie bilden ein fast undurchdringliches Geflecht und werden deshalb von den Eingeborenen Tabak als natürliches Verteidigungsmittel um die Dörfer gepflanzt. Die Bambusgräser entwickeln eine erstaunliche Schnelligkeit

im Wachstum. Man zählt ihrer weit über 100 Arten in etwa 15 Gattungen. Auch das Zuckerrohr haben wir zu den Wäldern bildenden Gräsern zu rechnen.

Keiner anderen Pflanzenfamilie kommt für die menschliche Kultur so hohe Bedeutung zu wie den Gräsern. Ohne die Gräser möchte unser ganzes Dasein wohl ernstlich in Frage gestellt sein. Viehzucht und Ackerbau sind ohne Gräser unmöglich. Die Wiesen und Weiden liefern unserem Schlachtvieh das Futter, und darum hat der Mensch alle Ursache, dem Gräserbau in der Wiese nicht minder Augenmerk zu schenken als dem Gräserbau auf dem Acker. Verhilft uns die Wiese zur animalischen Speise, so versorgt uns der Getreidebau mit den Vegetabilien. Aber auch darüber hinaus ziehen wir Nutzen aus dem Getreidebau. Futtermittel für allerlei Haustiere danken wir ihm, ohne den „edlen Gerstenjaft“ vermeint mancher Mensch nicht leben zu können; selbst das als Nebenprodukt beim Getreidebau gewonnene leere Stroh nutzen wir für mancherlei Bedürfnisse: als Streumittel, zur Herstellung von Decken, Matten und Seilen, zur Anfertigung von Schuhen und Hüten, als Stopfmateriale, für die Papiererzeugung und für mancherlei andere Dinge.

Was unseren Breiten die Getreidegräser sind, das sind in anderen Zonen die Hirse, der Reis und der Mais. Was wird nicht alles aus der Maispflanze hergestellt! Sie liefert Grün- und Körnerfutter für das Vieh. Die Früchte dienen dem Menschen in mancherlei Weise als Speise und Getränk: Maismehl, Maisstärke, Maiskuchen, die Polenta der Italiener, das Chicha-Getränk der Amerikaner danken ihren Ursprung der Maispflanze. Selbst zu Spiritus, Bier, Zucker, Papier wird Mais verarbeitet. Der Del- und Seifenfabrikation liefert diese Pflanze Stoffe. Polstermaterial gewinnt man von ihr, wie



Oben: Stielblüthengras (Ostafrika).
Unten: Nebelstraußgras (Spanien).

Oben: Grasähnlicher Rohrkolben (Deutschland).
Unten und am Fuße der Wase: Sittergräser (Mittelmeergebiet).



Oben: Italienische Kolbenhirse.
Unten: Grünes Treispengras.

Oben: Federgras (Ungarische Ebene).
Unten: Rühnengerste (Nordafrika) und Paspalumgras (Molukken).

auch Gülte, Matten, Pfeifenköpfe und noch manches andere mehr wird aus Teilen der Maispflanze hergestellt.

Das Zuckerrohr hat trotz der gewaltigen Ausdehnung des Zuckerrübenbaues nichts an Bedeutung verloren. Eine Art Universalpflanze ist auch der Bambus, für dessen stabile Salme die mannigfachen Anwendungen üblich sind. Ganze Wohnungen werden davon gebaut, und Salmslücke werden zur Vereitung mancherlei Geräte benutzt. Als Packmaterial findet getrocknetes Gras Anwendung. Das gemeine Rohr wird zu Decken verarbeitet, die im Hausbau verschiedene Anwendung finden; Matten werden daraus hergestellt, für die der Gärtner mannigfache Verwendung hat, aus den jungen Blütenstauden weiß die Bauersfrau in der Marsch einen recht haltbaren, vorzüglichen Stubenbesen herzustellen. Gräser dienen zur Befestigung der Fluß- und Seeedeiche, wie auch Eisenbahndämme und Festungswälle, ja selbst der lose Sand der Dünen kann durch Grasschutz zusammengehalten werden. Der Gärtner weiß ohne Gras mit seinen Garten- und Parkanlagen nichts Rechtes anzustellen. Nicht nur, daß er besondere Gräser wählt, um den Rasen zu bilden, der je nach Art und Lage bald aus diesen, bald aus anderen Grasarten sich zusammensetzt, sondern auch als Einzelschmuckmittel pflanzt er besondere Gräser an. Große Ländereien werden mit den Gräsern aller Herren Länder bebaut, um kurz vor der Blütenreise geschnitten zu werden, auf daß sie allerlei Bierzwecken dienstbar gemacht werden können. Und was er zu diesem Zwecke nicht selbst heranziehen kann, das importiert der Gärtner aus Afrika, aus Brasilien oder sonstwo her. Große Mengen dieser Biergräser werden im Reiche der Modistin verbraucht. Auch in den Gewächshäusern pflegt der Gärtner manche Grasart. Und noch dies sei gesagt: Wie die Wälder, so sind auch die Wiesen durch den dichten Zusammenhalt ihrer Gräser und die dadurch bedingte Bodenbeschattung in den Stand gesetzt, Quellen zu bilden und zu speisen: auch hierdurch wird das Gras, und gerade in seiner am meisten mißachteten Art, dem Menschen dienstbar.

Die Kolloide, ihre Entstehung, Eigenschaften und Bedeutung.

Von H. Vogel.

(Schluß.)

Eine allgemein gültige Eigenschaft der kolloidalen Lösungen liegt in ihrem geringen Diffusionsvermögen im Vergleich mit wahren Lösungen. Die kolloidalen Lösungen besitzen keinen oder nur einen sehr geringen osmotischen Druck im Vergleich zu den wahren Lösungen.

Dieses verschiedene Diffusionsvermögen der kristalloiden und der kolloidalen Lösungen benutzt man vielfach in der Technik, um Kolloide von Kristalloiden zu trennen oder um letztere von ersteren zu reinigen. Zweckmäßig läßt man hierbei die Diffusiblen durch eine Membran vor sich gehen. Will man z. B. aus einer wässrigen Lösung von Gelatine darin enthaltenen Zucker entfernen, so bringt man die Lösung in ein Gefäß, dessen Boden aus einer pflanzlichen oder tierischen Haut besteht und taucht das Gefäß in ein anderes, das reines Wasser enthält. Der Zucker, der molekular gelöst ist, diffundiert durch die Membran und die Gelatine bleibt als Kolloid zurück. Eine solche Scheidung nennt man Dialyse und den durch die Membran vor sich gehenden Diffusionsvorgang Osmose. In großem Maßstab wird die Dialyse jetzt allgemein in der Zuckerraffination angewendet. Man zerreibt nicht mehr wie früher die Rüben zu einem Brei, den man auspreßt und aus dem

man dann die kolloidalen Eiweißstoffe des Zellinhaltes durch Kochen zum Gerinnen und Abscheiden bringen muß, sondern man schneidet sie in Schnitzel, die man in Wasser bringt. Hier wirkt dann jede einzelne Rübenzelle wie ein kleiner Dialysator, denn die Rübenzellen enthalten außer Zucker in kristalloider Lösung auch eiweißartige Stoffe in kolloidaler Lösung, die, während der Zucker durch die Membran in das Wasser diffundiert, in den Zellen der Schnitzel bleiben. Diese können nach dem Trocknen aufbewahrt werden und bilden ein wertvolles Futtermittel, da in ihnen die eiweißartigen Bestandteile noch enthalten sind. Von praktischem Interesse in anderer Beziehung ist die Eigenschaft kolloidaler Lösungen bei Konzentration unter zunehmender Viskosität und Zähigkeit zu gelatinisieren, d. h. die flüssige Form zu verlieren. Sie nehmen dann mehr oder weniger Eigenschaften an, die sonst nur feste Körper besitzen. Viele suchen die einmal besitzende Form beizubehalten und kehren aus einer durch Drücken oder Ziehen veränderten Form nach Aufhören des Druckes wieder in ihre ursprüngliche Form zurück, sie sind elastisch. Ein solches hochkonzentriertes Emulsoid ist der Kautschuk. Diese Erkenntnis ist wegen der ausgedehnten Verwendung des Kautschuk und die vielfachen Bemühungen, ihn synthetisch herzustellen, von großer Tragweite.

Auffallend ist es, wie ein zweiphasiges System, dessen beide Phasen flüssig sind, bei geeigneter Konzentration und Temperatur in einen gelatinösen, fest-weichen Zustand übergeht. Auf diesen rätselhaften Vorgang werfen die Untersuchungen von Biltzschli und Hardy einiges Licht. Diese Forscher zeigen, daß der Gelatinisierungsprozeß, mikroskopisch betrachtet, sich als eine eigenartige Entmischung eines Emulsoids erweist. Bei einem Emulsoid mittlerer Konzentration geht diese Entmischung folgendermaßen vor sich. Es treten in der gelatinisierten kolloidalen Lösung mikroskopisch kleine Tröpfchen auf, die ebenfalls emulsoider Natur sind, jedoch eine größere Dichte als die übrigen Teile des Emulsoids besitzen. Die in diesem komplizierten Kolloidsystem schwebenden mikroskopischen Tröpfchen vereinigen sich aber nicht zu größeren Tröpfchen, sondern behalten ihre mikroskopischen Dimensionen bei, legen sich aneinander und verschmelzen zu einem offenen Netz oder Gitterwerk, welches das Dispersionsmittel nekartig durchzieht. Die Gallertbildung führt also in diesem Falle zu einem zähen, strukturierten System. Bei einem stark konzentrierten Emulsoid erfolgt die Gallertbildung in etwas anderer Weise. In diesem Falle zeigen die im Anfangsstadium des Prozesses entstehenden Tröpfchen eine geringere Dichte als die übrige Kolloidphase, sie werden schließlich von letzterer umhüllt, so daß ein Gebilde von wabenartiger Struktur entsteht, das sich unter dem Mikroskop ungefähr als ein dem Bau einer Bienenwabe ähnliches Bild in Sechseckform zeigt.

In der Tier- und Pflanzenwelt sind die Gallerte sehr verbreitet, sie sind die Entstehungsphasen für viele daraus gewonnene Substanzen, wie Leder, Wolle, Baumwolle, Seide, Kautschuk usw. Wenn einige der hier aufgezählten Stoffe, z. B. die Textilfasern, nicht hierher zu gehören scheinen, so darf man nicht übersehen, daß die in diesem Kammergerüst eingeschlossen gewesene Flüssigkeit ihnen durch Verdunsten oder Herauspressen entzogen und nur das Maschenwerk zurückgeblieben ist. Das letztere entspricht dann vollkommen der Struktur der Textilfasern. Die durch Verdunsten oder Auspressen aus den Zellgerüsten entfernten Flüssigkeiten kann man übrigens in manchen daraus entstandenen festen Körpern wieder durch Wasser ersetzen, wobei sie wie die Haulenblase, Agar-Agar usw. aufquellen und ihre gallertartige Form wiedergewinnen. Diese Quellvorgänge sind für

die Technik und namentlich für die Physiologie von großer Bedeutung, da dann bei ihnen oft gleichzeitig chemische Vorgänge stattfinden. Wird in einer Gallerte ein Niederschlag erzeugt, so kann unter geeigneten Versuchsbedingungen in der betreffenden Gallerte der Niederschlag in eigentümlicher Schichtenweise entstehen. Setzt man z. B. zu einer Gelatinelösung in einem Reagenzglas etwas Kaliumbichromatlösung und läßt man nach dem Erstarren des Gemisches einen Tropfen Silbernitratlösung darauf fallen, so diffundiert der Tropfen langsam in die Chromgallerte hinein, und das entstehende Silberchromat lagert sich in vielen dünnen, regelmäßigen Schichten ab, zwischen denen sich niederschlagfreie Zonen befinden. Es findet also die Ausscheidung nicht gleichmäßig in dem von den beiden Reaktionskomponenten eingenommenen Raume statt. Dieser Vorgang wurde zuerst von Diezgang beobachtet und untersucht, weshalb man ihn die Diezgangsche Schichtenbildung nennt.

Setzt man zu der in einer U-förmigen Glasröhre befindlichen Gelatinelösung auf der einen Seite einige Tropfen Kaliumbichromatlösung und auf der anderen Seite etwas Silbernitratlösung, so dringen beide in die Gelatinelösung ein und an der Stelle, wo sie zusammen treffen, bildet sich ein Niederschlag und zwar, wie Pringsheim fand, in Form einer Membran. Diese Membran ist nichts anderes als ein Niederschlag kolloidaler Natur, der eine flächenartige Ausdehnung besitzt.

Da die Grundlage der Lebenserscheinungen, das Protoplasma, auch eine Gallerte darstellt, so ist anzunehmen, daß die Membranbildung im Tier- und Pflanzenorganismus in ähnlicher Art vor sich geht, wie in dem Pringsheimschen Apparate. Die physiologischen Membranen zeigen in der Tat in ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften eine große Übereinstimmung mit diesen künstlich erzeugten. Beide stellen Häutchen dar, denen eine gewisse Struktur gemein ist, die allgemein leicht durchlässig für wahre Lösungen sind, schwer durchlässig dagegen für andere Kolloide. Der gallertartige, kolloidale Aufbau der lebendigen Substanz hängt mit einem der wichtigsten Probleme der Biologie zusammen, mit der räumlichen Differenzierung der chemischen Prozesse im Plasma. „In jedem kleinsten Teilchen plasmatischer Zellsubstanz müssen Synthesen (Vereinigungen) auf der einen und Zerfallvorgänge auf der andern Seite durch- und nebeneinander verlaufen können. Einer der bedeutendsten biochemischen Forscher unserer Zeit, Hofmeister, hat das Problem der Bildung der organischen Substanz scharf beleuchtet und zur Lösung desselben die feinkammerige Struktur der Gallerte und die Undurchgängigkeit der kolloidalen Kammerwände herangezogen. „Gleich dem Chemiker, der die verschiedenen sich ausschließenden Reaktionen in getrennten Gefäßen ausführt; wird sich die Zelle der Kammern bedienen, um mit Hilfe der Fermente die notwendigen Reaktionen boneinander geschieden vorzunehmen.“ (Pauli: Der kolloidale Zustand und die Vorgänge in der lebendigen Substanz. Braunschweig 1902.)

Wir haben hier den Inhalt und die Bedeutung der Kolloidchemie nur sehr gedrängt darstellen können, haben auch ein näheres Eingehen auf ihre Verwendung in einer Reihe technischer Betriebe, wie die Färberei, Photographie, Brauerei und Gerberei und ebenso auf verschiedene pathologische Zustände unterlassen müssen. Teilweise sind diese auch noch in ein gewisses Dunkel gehüllt, über das uns aber jedes Jahr eine Reihe von Aufklärungen bringt und so sind namentlich über die wunderbaren Vorgänge im Protoplasma von ihr weitere Aufklärungen zu erwarten. Doch schon jetzt ist es wohl außer Zweifel: „Ohne Kolloide gibt es keinen Lebensprozeß.“

„Lotte is dot!“

Skizze von Artur Schmit.

Neben mir wohnt ein feister Gesell. Das Urbild des Berliner Speizers. Grauer in der Mitte ausrasierter Bart, kleine, graue feuchtglänzende Schweinsäuglein, zwischen denen ein plattes sanft gerötetes Stumpfnäschen emporstrebt. Stattliche Glaxe und Doppelkinn, das in mehrfachen Falten verlaufend direkt an die Brust angewachsen scheint. Glänzende Fettbaden, der ganze Kopf eine große Schusterkugel, die auf zweihundertfünfzig Pfund Fettgewicht ruht. Aus dem breiten Maule baumelt eine Tabakspfeife, fast so lang wie der Besitzer, mit schwarzweißroten Quasten und dicken Mehkrönen. Das ist Rentier Schulze. Sein blühender Leib wird zumeist von einem buntgeblümten Schlafrock umhüllt, dessen Schnüre über dem prallen Schmerbauch zusammengezogen sind. Selbstverständlich endigen auch die Schnüre in schwarzweißroten Quasten.

Die Frau ist das Gegenstück zu diesem blühenden Fettklumpen. Lang und hager mit sehnigem, dünnem Hals und ohne Busen. Uppiger, falscher Hautschmuck, große, graue Augen mit hängenden roten Lidern, die Nase spitz nach unten gerichtet. Großer Mund mit falschen Zähnen, das spitze Kinn durch einige braune, behaarte Warzen verziert. Das ist die Frau Rentier Schulze. Ihr dürres Gestell wird zumeist von einem knallroten Morgenrock umflattert. Jeder von den beiden im Menschenen das Gegenteil vom anderen. Aber sonst im Denken und Handeln eins. Das nennt man dann im bürgerlichen Leben eine glückliche Ehe.

Arme Fechter erhalten bei Schulzes nie etwas. Wenn es bei diesem würdigen Ehepaar klagte, dann schob sich bald die spitze Nase der Gattin durch die Türöffnung. Oder der glänzende Vollmond des Alten erschien im Türrahmen. In jedem Falle aber traf ein zerschmetternder Blick den demütig Aussprechenden. Dann schnappte das Schloß der Tür mit lautem Knall wieder zu. Der Fechter stand draußen und Schulzes waren drinnen.

Ich empörte mich manchmal im stillen über die Leute. Dieses satte, selbstzufriedene Ehepaar war doch ein recht herzloses Kropfzeug. Sie sahen nur sich auf der Welt. Sein Bauch war sein Gott, die Tabakspfeife und der Lokalanzeiger seine vornehmste Akung in den ununterbrochenen Mußestunden seines Lebens und sein Weib der waltende Geist, der den Bauch des Alten beschirmte und ihn immer wieder füllte. Sie hatte eines Magenleidens wegen selten Appetit und aß wenig. Trotzdem wurde voll gekocht. Es fiel ihr aber nie ein, von dem vorhandenen Ueberfluß Notleidenden zu geben. Ihren Anteil am Mahle schob sie fürsorglich auch noch dem Alten in das breite Maul. Weggehen sah ich die beiden selten. Höchstens daß sie einige Einkäufe in der Nachbarschaft besorgte. Sonst brachte man ihnen alles ins Haus. Der Milchmann Milch und Butter, der Bäcker Brot und Semmeln, der Schlächter die Fleischwaren, der Bierkutscher die nötigen Getränke und die Zeitungsfrau den Lokalanzeiger. Ungefähr alle sechs Wochen brachte ein Sonntag eine Abwechslung. Dann gingen die beiden mit dicken, goldumranderten Gebetbüchern zur Kirche und huldigten dort ihrem Gotte auch nach außen hin. Beide von oben bis unten schwarz gekleidet. Sie im „Seidenen“, er mit dem unvermeidlichen Zylinder, die Brust geschmückt mit der Kriegsdenkmünze für Nichtkombattanten.

Sin und wieder ging das würdige Ehepaar auch ins Theater. Nämlich wenn irgendeiner der berüchtigsten Schmarren an den

diversen Kunststätten der Reichshauptstadt seine hundertste Wiederholung feierte. Dann begann auch Schulzes das Stück zu interessieren und es war sicher, daß sie dann an einem der nächsten Tage den Weg nach Thaliens Hallen nahmen. Natürlich Sperrfisch. Und jedenfalls hat ihnen dann auch stets das Stück gefallen.

Besuch kam selten zu Schulzes. Sin und wieder ließ sich die einzige Tochter sehen, die die schönsten Anlagen zeigte, dereinst das leibhaftige Ebenbild der Mutter zu werden. In ihrer Begleitung ihr Gatte, ein Postangestellter mit Pensionsberechtigung, und ein schwarzer, zottiger Spitzhund, der seine dreißig Mark jährlicher Steuern wert war und bei Begegnung alle, die nicht zur Firma Schulze nebst verwandtschaftlichem Anhang gehörten, tödlich anblinzelte und knurrend die weißen Zähne zeigte.

Ob wohl Schulzes außer für das eigene Wohlergehen für das anderer Menschen irgendwelche Gefühle haben? Diese Frage legte ich mir öfters vor. Ich kalkuliert, daß ihr Mitfühlen mit der Außenwelt nur in ganz

Den jungen Leuten hier rufe ich zu: Es hat hier einige Meibereien gegeben, aber bei einer Bewegung, wie der unseren, sind äußere und innere Stürme nichts Wunderbares. Wer da glaubt, es müsse alles glatt bei uns gehen, der bleibe lieber gleich weg. Verliert den Mut nicht, ihr jungen Leute, räumt die Verkehrtheiten weg; faßt das Neue. Ueberall in der ganzen Welt bringen unsere Ideen siegreich vor. Wir fürchten die Reaktion nicht. Wir brauchen das Licht nicht zu scheuen; wir arbeiten im Licht. Lebte Marx noch, er würde jetzt das Wort Voltaires ausrufen: „Die jungen Leute, die jetzt leben, werden große Dinge sehen!“

Friedrich Lehner auf dem Frankfurter Parteitag am 27. Oktober 1891.

alltägigen, anderen gleichgültigen Dingen bestand, und daß es diesen Leuten völlig gleichgültig war, ob Tausende von Menschenleben im Kriegsgetümmel oder durch die Pest zugrunde gingen. Oder ob sich in ihrer Nachbarschaft ein Familiendrama abspielte, dessen Untergrund das soziale Elend der Reichshauptstadt bildete oder ein tödliches Schadenfeuer eine Reihe blühender Menschenleben dahinraffte. Diese Leute hatten nur Sinn und Gemüt für das eigene teure leibliche Wohlergehen und selbstverständlich auch das ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes. Alles andere war für sie einfach Luft. Der Sinn des menschlichen Zusammengehörigkeitsgefühls beschränkte sich bei diesen Menschen nur auf den engen Kreis der eigenen Sippe.

In dieser Ansicht wurde ich bestärkt durch ein Erlebnis, das mir heute noch grell im Gedächtnis haftet. Es war ein heißer Sommertag. Die Tagesarbeit hatte Schweiß gekostet. Dem glutheißen Tag aber war ein lauer Abend gefolgt. Das Abendessen, weißer Käse mit Schnittlauch und Schrippen hat vortrefflich gemundet. Meine Frau hantiert in der Küche und säubert Geschirr und Besteck. Ich liege im Fenster und schaue interessiert herab auf das Straßengewimmel. Draußen am Landwehrkanal spielen Kinder.

Mein Blick schweift auch nach dem Fenster des Nachbarn. Sein dickes Mopsgeßicht starrt gleichfalls auf die Straße, aus dem fetten Maule baumelt herausfordernd die lange Tabakspfeife, die schwarzweißroten Quasten leuchten im scheidenden Sonnenstrahl.

Das Mopsgeßicht Schulzes sieht gar nicht freundlich aus. Man merkt's ihm an, der Mann hat einen Nerger. Die lärmende und spielende Kinderschar auf der Straße stört anscheinend seine Verdauung. Und grimmigen Blickes mustert Schulze das junge Gewimmel da unten.

Wie aber auch bloß diese Jöhren sich herausnehmen können, das behäbige Verdauungs-idyll des Alten zu stören! Unwirsch dreht Schulze den speckigen Glaskopf nach hinten und murmelt seiner Ehehälte einige tödliche Worte zu. Ich höre ein verständnisimmes zustimmendes Keifen aus Weibermund.

Därm und lautes Geschrei lenken meine Aufmerksamkeit wieder nach unten. Himmel, ein Junge im Wasser, im Kanal! Beim Ballspiel in der Gast des Spiels durch die Eisengitter gefallen!

Mir wird vor Aufregung und Schrecken schwarz vor den Augen. Dunkel sehe ich die verschwommenen Konturen einer Menschenansammlung, die dem Stampfe des Kleinen mit dem tödlichen Element tatenlos und erschreckt zuschaut.

Gleich einer ertrinkenden Maus plätschert der Kleine im Wasser. Jetzt verschwindet er gänzlich unter der Oberfläche. Nun taucht er wieder auf und krampfhaft fassen die Kleinen Hände in die leere Luft.

Ein junger Burche wirft sich platt auf den Bauch und sucht den mit dem Tode kämpfenden mit der Hand zu erfassen. Vergeblich! Es fehlt über ein Meter. Und jetzt taucht der ohnmächtig plätschernde wieder unter.

Ich gestikuliere mit beiden Armen in der Luft herum und schreie mit Stentorstimme nach unten. „Holt doch eine Stange oder einen Besen, dann erreicht Ihr ihn!“

Die Menge gafft nach oben. Ich aber halt's nicht mehr aus. Ich springe in die Küche. Meine ahnungslose Frau prallt entsetzt zur Seite. Wild reiße ich den Haarbesen vom Niegel und stürze zur Tür, die Treppen hinunter, zum Kanal!

Meine Kalkulation stimmt. Ich halte dem mit schon erlöschender Kraft nach der Wasseroberfläche greifenden Kinde den Besen hin. Krampfhaft fassen die Händchen den Stiel. In wenigen Minuten haben wir den Jungen auf dem Trockenen.

Er ist blaß wie der Tod, die kleine Gestalt knickt zusammen. Wasser scheint der Junge jedoch wenig geschluckt zu haben, aber Schrecken, Todesangst und die vergebliche, große Kraftanstrengung haben den kleinen Körper übermannet. Verzweifelt kommt jetzt die Mutter angeklirrt und wirft sich jammernd über ihren Liebling, herzt und küßt das blasse Gesichtchen.

Und der Kleine lächelt. Die Angst ist bereits überstanden. Kinder leben dem Augenblick.

Mein Blick fällt nach oben. Da liegt Schulze breit und behäbig im Fenster. Seiner Tabakspfeife entquellen genau so wie vorher dicke graue Rauchwolken, die schwarzweißrote Quaste macht zitternde Bewegungen.

Neben Schulze seine Alte. Ihr sehniger dürrer Hals reckt sich herausfordernd nach unten. Und beide werfen mir höhnische Blicke zu und schütteln wie mißbilligend ob meines Tuns die würdigen Häupter.

Wagage! Sind Euch denn andere Menschen rein gar nichts? Macht's auf Euch denn gar keinen Eindruck, wenn ein junges Menschenleben in schwerer Gefahr schwebt? Gilt Euch das wiedergefundene Glück der Mutter nichts? Wagage. . .

(Schluß folgt.)

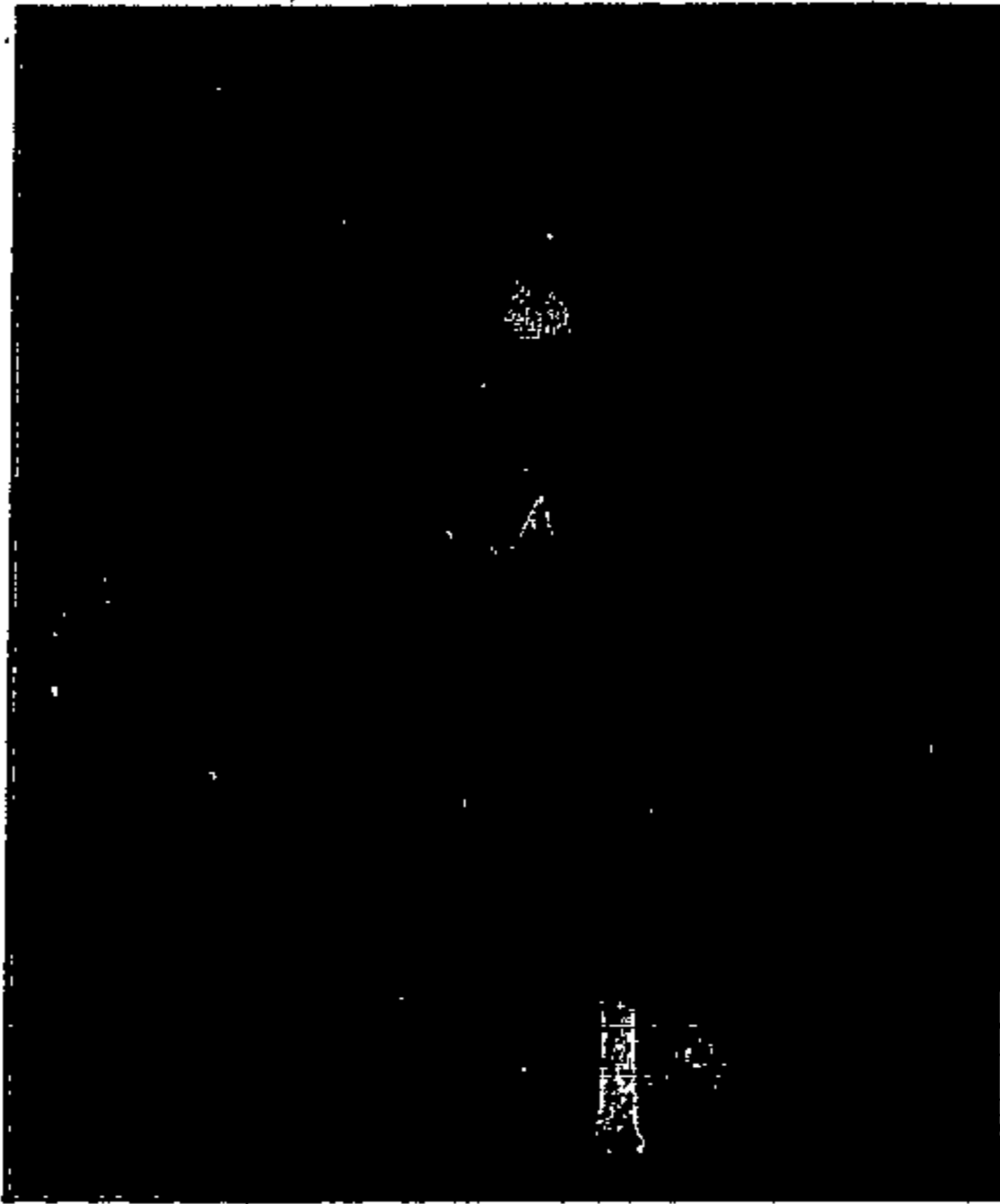
Die Feldgrille. Wer dabei zu sein wünscht, wenn das Weibchen der Feldgrille Eier legt, braucht sich wegen der Vorbereitungen dafür nicht in Unkosten zu schicken; es genügt für ihn ein wenig Geduld. Im April, spätestens im Mai, setzen wir die einzelnen Pärchen dieser Geradflügler in mit Erde gefüllte Blumentöpfe. Ihre Nahrung besteht aus Salatblättern, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Eine Glaschale wird über die kleine Wohnstätte gelegt, um das Entweichen zu verhüten.

In diesem übersichtlichen Behälter lassen sich schon sehr merkwürdige Beobachtungen machen. Vorläufig gilt es, die Eiablage zu überwachen und den günstigen Augenblick nicht zu verpassen. In der ersten Juniwöche wird mir die erste Belohnung für meine unablässigen Besuche zuteil. Ich überrasche die Mutter, wie sie mit senkrecht in den Boden gesteckter Legeröhre unbeweglich dasteht. Unbekümmert um den zudringlichen Besucher bleibt sie längere Zeit auf dem gleichen Punkte stehen. Endlich zieht sie ihr Strohholz heraus, verwischt flüchtig die Spuren des mit ihrer Senkhadel gemachten Loches, ruht sich einen Augenblick aus, wandert umher und setzt dann ihr Werk fort, bald hier, bald dort im ganzen Bereiche des ihr zur Verfügung stehenden Bodens. Binnen vierundzwanzig Stunden scheint mir die Eiablage beendet zu sein. Um ganz sicher zu gehen, warte ich noch ein paar Tage. Dann durchsuche ich die Topferde. Die frohgelassen Eier sind walzenförmig, an beiden Enden abgerundet und etwa 3 mm lang. Sie stecken, jedes für sich, senkrecht im Boden und bilden mehr oder minder zahlreiche Gruppen, die den aufeinanderfolgenden Eiablagen entsprechen. Soweit es die Schwierigkeit, eine Erdmasse mit einer Lupe zu durchforschen, zuläßt, schätze ich die von einer einzigen Mutter herabfallenden Eier auf 500 oder 600 Stück.

Das Ei der Grille ist ein kleines Wunder der Mechanik. Nach dem Ausschlüpfen stellt es ein undurchsichtiges, weißes Futteral dar, mit einer feinen, runden und sehr regelmäßigen Deffnung am oberen Ende, an dessen Spitze noch ein Knöpfchen haftet, das den Dedel bildet. Anstatt unter dem Druck oder den Wehrtzungen des Neugeborenen auf gut Glück zu zerreißen, öffnet es sich von sich aus, entsprechend einer eigens vorbereiteten Rinne des geringsten Widerstandes. Mir lag daran, das merkwürdige Ausschlüpfen zu sehen. Vierzehn Tage nach dem Legen der Eier bemerkt man zwei starke, rötlich-schwarze Punkte, die den oberen Pol verdunkeln. Etwas oberhalb dieser beiden Punkte, ganz am Ende der kleinen Rinne, zeichnet sich ein feiner ringförmiger Wulst ab: es ist die sich vorbereitende Bruchlinie. Bald kann man das fein gegliederte Tierchen durchschimmern sehen, und nunmehr

gilt es, die Wachsamkeit zu verdoppeln und die Besuche — zumal in der Frühe — zu vervielfachen. Das Glück begünstigt die Geduldigen und entschädigt mich für meine Ausdauer. Dem ringförmigen Wulste folgend, wo durch eine außerordentlich zarte Arbeit die Rinne des geringsten Widerstandes sich vorbereitet hat, löst sich unter dem Druck des eingeschlossenen Tierchens die obere Spitze des Eies ab, hebt sich und klappt seitwärts herunter, wie der Dedel einer winzigen Flasche. Die Grille kommt daraus hervor wie das Teufelchen aus der Spielzeugschachtel. Nachdem sie die Schale verlassen hat, bleibt diese aufgebläht, glatt und umverkehrt mit dem an der Deffnung hängenden Dedelklappchen zurück. Gleich nach dem Abstreifen dieser feinen Hülle macht sich die junge Grille, die ganz blaß, beinahe weißgefärbt ist, über die Erde her, die sie bedeckt. Sie bearbeitet sie mit den Kinnbäden und fegt und schiebt das staubige Hindernis mühelos mit den Beinen nach rückwärts. Schon ist das schwache Tierchen, das nicht viel größer ist als ein Floh, bis zur Oberfläche gelangt, in die Freuden der Sonne und in die Gefahren des Getummels der Lebewesen. Binnen vierundzwanzig Stunden färbt es sich und wird ein prächtiges Negerchen, dessen Nabenschwärze mit der des ausgewachsenen Insektes wetterfert. Von seiner anfänglichen Blässe verbleibt ihm nur ein weißer

Streifen, der das Bruststück rings umgibt. — Wohl auf seiner Hut, untersucht er rings den Raum mit seinen langen, zitternden Fühlern; er trippelt umher und klopft in Sägen, die ihm seine spätere Beweglichkeit nicht mehr erlauben wird. Jetzt ist auch die Zeit für kräftigende Lederbissen gekommen, allein ich weiß nicht, welcher Nahrung das junge Tier



August Strindberg.

Schwedens größter Dichter der Gegenwart hat am 14. Mai nach langem und schwerem Krankenlager die Augen für immer geschlossen. Sein literarischer Einfluß, auch auf das Schrifttum des Auslandes, ist heute allgemein anerkannt. Trotz eines unstillen, reich bewegten Lebens schuf er Dichtungen von bleibendem Wert. Einzelne seiner Prosaschriften gelangten auch in der „Neuen Welt“ und in unserer deutschen Parteilpresse zum Abdruck.

bedarf. Ich biete ihm das Futter der ausgewachsenen Grille: zarte Laichblätter. Es verschmäht hineinzuheischen, vielleicht aber entgehen mir auch seine Wisse, weil sie zu winzig sind.

In wenigen Tagen sehe ich mich mit Familien sorgen für meine zehn Haushaltungen überhäuft. Was soll ich mit meinen 5- bis 6000 Grillen beginnen,

die kleinen grünen Eidechsen und die Ameisen. Diese letzteren widerwärtigen Freibeuter werden mir, so fürchte ich, keine einzige Grille in meinem Garten übriglassen. Sie erschaffen die armen Dinger, reißen ihnen den Bauch auf und saugen sie gierig aus.

Seitens der Ameisen und anderer Grillenfeinde wird derartig unter den Kolonien innerhalb meiner Einhegung getollt, daß ich mich in die Umgegend verfügen muß, um hinreichende weitere Beobachtungen zu machen. Im August treffe ich zwischen abgefallenen Blättern und in den kleinen Nasen, wo die Hundstagsgrille den Rasen noch nicht völlig verbrannt hat, die junge Grille schon etwas größer an, ganz schwarz wie das erwachsene Insekt, ohne jede Spur von dem weißen Gurt ihrer ersten Tage. Sie hat noch keinen festen Wohnsitz, sondern der Schutz eines auf dem Boden liegenden Blattes oder die Decke eines flachen Steinens dienen ihr als Nomadenzelt. Wenn sich gegen Ende Oktober die erste Kälte einstellt, beginnt sie mit dem Bau ihrer Erdhöhle. Niemals gräbt sie jedoch an einer völlig kalten Stelle, sondern in meinen Volieren stets unter dem Schutzdach eines Salatblattes, einem Ueberbleibsel der ihr gereichten Nahrung, wie draußen in der Natur immer unter der Hülle des Rasens. Ja.

Neue Bücher. Im Pantheon der Jungstdeutschen Sturm- und Drangliteratur klappte eine Lücke, würde dort der Name eines der Ältesten aller jener Dichter fehlen: Franz Held. Ältere Mitglieder der Berliner Freien Volksbühne werden sich noch seiner gewaltigen Revolutionstragödie: „Ein Fest auf der Bastille“ erinnern, die 1894 mit großem Erfolg aufgeführt, aber, da sie das Auge der Polizeizensur auf sich gezogen hatte, nach einer Reihe von Vorstellungen verboten wurde. Der Dichter war am 30. Mai 1862 zu Düsseldorf geboren, und studierte an den Universitäten in Bonn, Leipzig, München, Berlin Rechtswissenschaft, Geschichte und Literatur. Noch als Student (1887) machte er sich mit einem Bande lyrischer Dichtungen „Gorgonenhäupter“ bekannt. Von da bis 1894 veröffentlichte er nicht weniger als zehn Werke lyrischer, erzählender und dramatischer Gattung. Nach einer fast neun Jahre langen Krankheit starb er am 4. Februar 1908. Nun hat es Ernst Kreowski unternommen, das Andenken Franz Helds durch Herausgabe seiner sorgsam „Ausgewählten Werke“ (Verlag, Eberhard Frowein, Berlin) zu befestigen. Dem starken Bande hat der Herausgeber ein umfangreiches literarisches Charakterbild des Menschen und Dichters, der auch in hohem Maße ein Kämpfer war, vorangestellt. In dem reichen Inhalt dieses Wertes läßt sich so rühmlich ermessen, welche eine originale kraftgenialische Begabung die moderne Literatur an Franz Held befaßt hat, dessen frühzeitiger Tod aufs tiefste zu beklagen ist.

Mit seinem Fühlen und Denken hat er allezeit den Kämpfen des sozialistischen Proletariats nahe gestanden; u. a. gehörte er auch zum Mitarbeiterstab des „Süddeutschen Postillon“. Ein dort 1898 veröffentlichtes Gedicht „Menschheits-Frühling“ zog ihm eine staatsanwaltliche Anklage wegen Gotteslästerung zu. Indes sollte es nicht mehr zu einer mehrmals verschobenen Verhandlung vor dem Münchener Schwurgericht kommen, da der Dichter erkrankte und sein Leiden eine Genesung ausschloß. — Man muß es der kreowski'schen Ausgabe lassen, daß sie mit vielem Geschick aus der Fülle des vorhandenen das Charakteristische herausgegriffen hat. Eine reiche Anzahl erstmalig veröffentlichter Schöpfungen Franz Helds machen das stattliche Buch besonders

interessant, dem eine umfangreiche Verbreitung, auch in Arbeiterkreisen, zu wünschen ist.

Zwei recht nachdenkliche, zugleich aber auch lustige Bücher (Pr. geh. 3 M., gebd. 4 M.) hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart kürzlich auf den Markt gebracht: Rudolf Pressbers Dialoge „Von Ihr und Ihm“ und „Die unmoralisch verheiratete Familie“ von Leonore Messen-Deiters (mit Zeichnungen von Hans Deiters). Beide Bücher geben Ausschnitte aus dem Alltagsleben, zeugen von guter Beobachtungsgabe und lesen sich flott und unterhaltsam.



Sozialdemokratische Frauen demonstrieren am 2. sozialdemokratischen Frauentage für das Frauenwahlrecht.

die allerdings eine ganz hübsche Herde bilden, deren Aufzucht jedoch bei meiner Unkenntnis der Pflege, deren sie bedürfen, undurchführbar ist? Ich werde euch die Freiheit geben, meine niedlichen Tierchen. An den geeignetsten Stellen, setze ich meine Legion innerhalb meiner Umfriedigung in Freiheit. Die mütterliche Fruchtbarkeit wird eine wilde Ausmusterung im Gefolge haben. Einige Pärchen, die der Ausrottung entgehen, das ist alles, was zu erwarten steht.

Die ersten, die diese erwünschte Nahrung herbeilodt und die am eifrigsten auf Raub ausgehen, sind